

Druck zu M. G. M. G. M. G. M. G.

Magazin 1909

### Druck und Nachdruck

Von Karl Kraus

Im Vertrauen darauf, daß die zeitgenössische Publizistik  
 ohnehin nicht mehr den Mut, zur Zitierung der Fackel und nur  
 noch die Lust, zum Stehlen, aufbringen werde, habe ich kürzlich  
 bei der Neugestaltung des Titelblattes auf das Nachdrucksverbot  
 verzichtet. Auf dem Umschlag der vorliegenden Nummer ist es  
 wieder zu lesen. Denn jetzt erst sehe ich, wie notwendig es war.  
 Ein Ausschnittbureau sendet mir nämlich ~~einige~~ Nachdrucke, die  
 mir viel mehr Verdrub als Freude bereiten und die mir beweisen,  
 daß man es ~~endgiltig~~ aufgeben muß, Respekt vor dem Gedanken  
 zu verlangen, und daß mehr als der Beifall für die Meinung auf dem  
 heutigen Leserniveau nicht zu erreichen ist. Nun weiß man ja, daß  
 ich gerade darauf und auf nichts lieber verzichte in einer durch und  
 durch verjournalisierten Zeit, der der Geist zur Information dient und  
 die taube Ohren hat für den Einklang von Inhalt und Form. Sie unter-  
 scheidet »schreiben können« von »Recht haben«, versichert, »zwar nicht  
 mit allem einverstanden zu sein, aber . . .«, und hat keine Ahnung  
 von der geheimnisvollen Unmöglichkeit, das, worin ich »Recht  
 habe«, anders als eben so zu sagen, wie ich es sage, und darin,  
 wie ich es sage, etwas anderes haben zu können, als Recht. Sie  
 glaubt, es handle sich vorweg um den Stoff und hinterher komme  
 eine Forderung ästhetischer Sauberkeit. Wenn ich ihr sagte, daß  
 ich an zehn Seiten zwei Stunden und an einer Zeile zehn Stunden  
 arbeite, diese sprachverlassene Zeit würde es unverständlich  
 finden. Und wenn ich verriete, daß ich um einer Konjunktion  
 willen, die mir während des Druckes zu mißfallen beginnt, die halbe  
 Auflage vernichten lasse, so würde sie sagen, dies sei närrisch,  
 denn sie, auf die es doch ankomme, bemerke den Unterschied  
 nicht, und ich sollte Zeit und Geld an populärere Bestrebungen  
 wenden.

Nun kann man freilich über religiöse Angelegenheiten  
 nicht streiten, und die Zeit muß sich damit abfinden, daß  
 einer, der sich als einen Todfeind des Ästhetentums gibt, das  
 Geheimnis eines Doppelpunkts für wichtiger hält als die Pro-  
 bleme der Sozialpolitik. Wir können darüber nicht streiten, ob  
 der Schöpfer oder der Nützer dem Geist näher ist; ob es  
 auf den Umfang des Schöpferischen ankommt und ob nicht

Handl.  
 Einw.  
 H. G.  
 H. G.  
 H. G.

15  
 rühmlich  
 jagt  
 kein Siegel  
 sind.  
 man, ja, man  
 H. G.  
 H. G.  
 H. G.

Handwritten notes at the bottom right corner.

Handwritten initials or mark at the bottom center.



Aber ich will zeigen, daß die Philosophie die eigene  
Kritik an den eigenen Geist ist am besten, daß es  
kein ist, daß ich ~~aber~~ allen Leuten, nur dann bei der  
dieser bediene ich,  
— 24 —

in der Wonne sprachlicher Zeugung aus dem Chaos eine Welt  
wird. Unverständlich ist es wie dieses: die leiseste Belichtung  
oder Beschattung, Tönung und Färbung eines Gedankens  
nur solche Arbeit ist wahrhaft unverloren, so pedantisch, lächerlich  
und sinnlos sie für die unmittelbare Wirkung auch sein mag,  
kommt irgend wann der Allgemeinheit zugute und bringt ihr zuletzt  
jene Meinungen als wohlverdiente Ernte ein, die sie sich heute  
mit frevler Gier auf dem Halm kauft. Alles Geschaffene bleibt,  
wie es präformiert war, ehe es geschaffen wurde. Der Künstler  
holt es als ein Fertiges vom Himmel herunter. Die Ewigkeit  
ist ohne Anfang. Lyrik oder ein Witz: die Arbeit liegt  
zwischen dem Selbstverständlichen und dem Endgiltigen. Es  
werde immer wieder Licht. Es war schon da und sammle sich  
wieder aus der Farbenreihe. Wissenschaft ist Spektralanalyse/  
Kunst ist Lichtsynthese. Der Gedanke ist in der Welt, aber man hat ihn  
nicht. Er ist durch das Prisma stofflichen Erlebens in Sprach-  
elemente zerstreut, der Künstler sammelt sie zum Gedanken. Der  
Gedanke ist ein Gefundenes, ein Wiedergefundenes. Und wer ihn  
nur selbst sucht, ist ein ehrlicher Finder, ihm gehört er, auch  
wenn ihn vor ihm schon ein anderer gefunden hätte ...

Doch was hat dies mit einem Nachdruckverbot zu schaffen?  
Der Leser hat vielleicht keine Lust, sich selbst noch mit der Erklärung  
von Narheiten zum Narren halten zu lassen. Von allen Autoren, die  
ihn bedienen, bin ich der weitaus größte Schwindler, das Publikum  
dankt mir für Brot und ich sage hinterdrein, daß es Steine  
waren. Wenn ich jemand an meinen Schreibtisch ließe und ihm  
die Zumutungen zeigte, die mir die Post eines Tages bringt, er  
würde über die Zähigkeit staunen, die hier an einen Bäckerladen  
pocht und sich jahraus jahrein mit einer altbackenen Illusion  
zufrieden gibt. Kein Hund nähme mehr einen Bissen von mir,  
wenn er wüßte, wie unverdaulich er ist. Eine der grotesksten  
Erscheinungen dieser unbeirrbar Glaube an den Inhalt! Weil  
Frank Cyankali steht, fressen sie's und holen es noch aus der  
Tabaktrafik. Ich lechze nach dem Zeitpunkt, wo man mir auf die In-  
kongruenz zwischen mir und meinen Stoffen, meinen Aktualitäten,  
meiner Verbreitung kommen und mich der Ehre überheben wird,  
zwischen Trabukkos, Staatslotterielosen, Revolverblättern und An-  
sichtskarten Aphorismen zu verschleifen. Bis dahin wird's noch

Kapitulum des 18. Jhdts



manchmal heißen: Wo er recht hat, hat er recht. Ich falle der Entwicklung nicht in den Arm. Die Kenner, die solches Zögern von einer geschäftlichen Raison ableiten — aber wenn ich ihnen sage, daß ich ~~halbe Auflagen~~ um eines Wortes willen vernichten lasse, mit der Fabel kommen, daß ich mir's eben leisten könne —, sie sollen auch leben. Inzwischen, bis einmal die Geschichte der ‚Fackel‘ von reinerer Hand geschrieben wird, will ich wenigstens dafür sorgen, daß ihr geistiges Bild nicht entstellt werde.

Es geschieht durch ein niederträchtiges System des Nachdrucks, dem ich hiermit ~~ein für allemal~~ den Riegel vorschiebe. Ich habe nichts dagegen, daß man Publikationen ~~von mir~~, die ich heute unpubliziert wünschte, mit dem richtigen Datum zitiert. Auch was ich verwerfe, gehört zu mir, und ich bin nicht imstande, irgend etwas zu bereuen, was mir heute als Sünde erscheint. Was aus den ersten Jahren der ‚Fackel‘ aufhebenswert ist, kommt in die Bücher; trotzdem räume ich jedem das Recht ein, mir Irrtümer, Fehler, Widersprüche, so sehr er Lust hat, vorzuhalten. Aber ich gestatte keinem, eine Äußerung aus den letzten drei Jahren in wohlwollender Absicht zu zitieren, wenn er sich nicht verpflichtet, an die Kontrolle des Nachdrucks wenigstens den hundertsten Teil der Sorgfalt zu wenden, die ich an die Kontrolle des Drucks gewendet habe. Diese Mahnung geht ~~eo ipso~~ <sup>all.</sup> nur ~~solche Redakteure~~ an, die mir eine ihnen bequeme Meinung abknöpfen wollen und den Nachdruck mit ~~jenen Worten~~ Einleitung, die mich sofort zur entgegengesetzten Meinung entflammen <sup>und</sup> könnten: »Mit Recht bemerkt der bekannte Herausgeber der ‚Fackel‘«. Wenn ~~also~~ der Unfug schon geduldet werden soll, so müßte wenigstens der Text, der nach solcher Einleitung noch immer seinen künstlerischen Ursprung behaupten könnte, unverändert dastehen. <sup>z.</sup> Die Redakteure nehmen aber, was ihnen paßt, und markieren die Auslassungen nicht einmal durch Punktreihen. Welchem organischen Ganzen der Teil genommen war, ist dann nicht mehr zu erkennen. Daß man durch Streichung eine Platttheit in einen Gedanken, aber auch einen Gedanken in eine Platttheit verwandeln kann, verstehen diese sprachverlassenen Meinungssucher nicht. Und sie ~~tun~~ <sup>haben</sup> ein Übriges: sie sehen auch nicht nach, wie der Setzer ihr Flickwerk zugerichtet hat. In einer deutschen Monatsschrift, die von einer Dame redigiert wird, ist jeder Satz, mit dem ich angeblich ~~Recht~~ <sup>verloren</sup>



Palis, d.

habe, verstümmelt oder in sein Gegenteil verkehrt. Daß durch Weglassung der Anführungszeichen in einem Satz, der noch ein zweitesmal vorkommt, statt einer Kontrastwirkung eine Wiederholung bewirkt wurde, dafür muß ein Setzer kein Verständnis haben. Aber ein Redakteur, der's auch nicht hat, kennt nicht einmal die Verpflichtung, dort eine mechanische Kontrolle zu üben, wo ein Anderer gedacht hat. Die Dreistigkeit ~~der Absicht~~, mich zu redigieren, würde ich noch verzeihlicher finden als die grundsätzliche Nichtachtung vor geistiger Arbeit, die in der sorglosen Preisgabe an die Gefahren des Druckes gelegen ist. Ich halte ~~die~~ Maschine auf und zwinge sie, meinen Launen zu dienen, und nach Tagen und Nächten solchen in den Schlaf fortgesetzten Kampfes, solcher auch am fertigen Werk noch wirkender, nie beruhigter Zweifel, kommt ein anderer, der meine Meinung teilt, und opfert mich seiner Maschine auf. Ich habe der Zeitschrift, die mir solches angetan hat, eine Berichtigung geschickt. Aber ich habe nicht Lust, in den Druckereien Deutschlands und Österreichs die Arbeit zu verrichten, die mich in einer einzigen kaput macht. Ein Wiener Tagblatt, das seine christlichsozialen Hausmeisterinnen mit Zitaten aus der Fackel erfreuen zu müssen glaubt, ~~sei auf diesem Wege ausdrücklich verwarnt~~. Es hat kürzlich ein paar Seiten aus dem Artikel über den Fall Hofrichter glatt ins Hausmeisterische übersetzt. Hier handelt sich nicht um Verstöße gegen Stil und satirische Absicht, die ein sorgloser Nachdruck bedeutet, sondern um Verstöße gegen die Grammatik, die ich an und für sich nicht so schmerzlich empfinde, ~~die aber hier~~ eigens für das Fassungsvermögen des Publikums berechnet zu sein scheinen. Wollte ich den Nachdruck nachdrucken, man würde es nicht für möglich halten, daß ein so lesbares Manuskript, wie es die Seiten einer Zeitschrift vorstellen, in einer Druckerei solchen Verheerungen ausgesetzt sein kann. Auch die Volltrunkenheit des Setzers könnte sie nicht erklären. Bleibt nur die Annahme, daß in christlichsozialen Druckereien ein Korrektor angestellt ist, der darüber zu wachen hat, daß nichts Deutsches durchrutscht. Aus der »Behörde, die jetzt den Fall übernommen hat und die durch Tradition und ein veraltetes Gesetz vor den Verlockungen der Reklame geschützt ist« werden »Behörden, die jetzt den Fall übernommen haben und die durch

unw

nie! Kap

Wichtig

die mein  
Lernmittl  
ist

die Vergeht  
meines

Elbst  
für mich  
in der  
Dyngs

erwähnt

früher

Adren  
wichtig

erwähnt  
nicht  
N

Kalbf  
Lunif

Handwritten marks at the bottom right corner.



die Tradition und einem veralteten Gesetz vor den Verfolgungen der Reklame geschützt ist. Eine Person, die »unweit dem Verdachtskreis« wirkt, ist jetzt eine, die »unweit des Verdachtskreises« wirkt. Sie hat dem Hauptmann Mader ein zweites Opfer gestellt und in der entfachten Sensation die eigene Spur verwischt? Nein, sie hat ihm »ein zweites Opfer gestellt, deren entfachte Sensation die eigene Spur verwischt hat«. »Es ist doch wahrscheinlicher, daß . . . als daß . . .« gilt nicht; jetzt heißt es: »Es ist jedoch wahrscheinlich, daß . . . als daß . . .« Ein »zurechtgelegtes Alibi«? Nein, ein »zusammengelegtes«. Gegen die Schuld Hofrichters sollte »die unwahrscheinliche Dummheit« sprechen, »mit seinem notorischen Handwerkszeug einen Giftmord zu verüben und zu hoffen, daß er dem Verdacht durch Harmlosigkeit begegnen könne«. Jetzt heißt es: »Gegen die Schuld H.'s spricht die unwahrscheinliche Dummheit, mit einem notorischen Handwerkszeug ist nicht Giftmord zu verüben und zu hoffen, daß er den Verdacht . . . begegnen könne«. Und an der Spitze heißt es trotzdem: »Die ‚Fackel‘ schreibt«.

*Handwritten note:* + hier für

Aber sie hat für dieses Pack zu schreiben aufgehört. Von jetzt an ist nur ~~mehr~~ das Stehlen erlaubt. Da wird vielleicht auch etwas mehr Sorgfalt auf den Druck verwendet werden, und im Übrigen fällt nicht auf mich zurück. Ein Berliner Sudelblatt, das erst kürzlich wegen Erpressung sich verantworten mußte, kompromittiert sich ganz unnötigerweise durch Zitierung der ‚Fackel‘. Hin und wieder nimmt es sich einen Anlauf und druckt eine Notiz ab, ohne die ‚Fackel‘ zu nennen. Es müßte konsequenter sein. Einigen wir uns darauf: Nachdruck ~~und~~ ohne Quellenangabe gestattet!

*Handwritten note:* noch

*Handwritten note:* gewiss nicht

\* \* \*

»Keines der jetzigen Kulturvölker hat eine so schlechte Prosa wie das deutsche. Sieht man nach den Gründen, so kommt man zuletzt zu dem seltsamen Ergebnis, daß der Deutsche nur die improvisierte Prosa kennt und von einer anderen gar keinen Begriff hat. Es klingt ihm schier unbegreiflich, wenn ein Italiener sagt, daß Prosa gerade um soviel schwerer sei als Poesie, um wieviel die Darstellung der nackten Schönheit für den Bildhauer schwerer sei als die der bekleideten Schönheit. Um Vers, Bild,

*Handwritten notes at the bottom of the page:*  
 Die Prosa ist seit dem Jahre 1848 in Deutschland diejenige, die sich am wenigsten entwickelt hat. Sie ist diejenige, die am wenigsten empfunden, die am wenigsten empfunden werden konnte. Sie ist diejenige, die am wenigsten empfunden werden konnte. Aber bei uns ist sie diejenige, die am wenigsten empfunden werden konnte. Sie ist diejenige, die am wenigsten empfunden werden konnte. Sie ist diejenige, die am wenigsten empfunden werden konnte.



Rhythmus und Reim hat man sich redlich zu bemühen — das begreift auch der Deutsche —, aber an einer Seite Prosa wie an einer Bildsäule arbeiten? — es ist ihm, als ob man ihm etwas aus dem Fabelland vorerzählte.« Nietzsche.

\* \* \*

### **Aphorismen\*)**

Von Karl Kraus

Es gibt Heuchler, die mit einer unehrlichen Gesinnung prahlen, um unter solchem Schein sie zu besitzen.

\*

Die Weiber sind nie bei sich und wollen darum, daß auch die Männer nicht bei sich seien, sondern bei ihnen.

\*

Eine Individualität kann den Zwang leichter übertauchen, als ein Individuum die Freiheit.

\*

Aufgeweckte Jungen — unausgeschlafene Männer.

\*

Gute Ansichten sind wertlos. Es kommt darauf an, wer sie hat.

\*

Auch ein Kind und ein Weib können die Wahrheit sagen. Erst wenn ihre Aussage von andern Kindern und Weibern bestätigt wird, soll man an ihrer Glaubwürdigkeit zu zweifeln beginnen.

\*

Der Kopf des Weibes ist bloß der Polster, auf dem ein Kopf ausruht.

\*) Aus dem 'Simplicissimus'.





Herr Hermann Bahr beklagt sich über die Kunst von heute, die bei höchster technischer Vollendung völlig wesenlos sei:

»Ihr scheint nichts unmöglich zu sein und doch ist sie nicht einmal fähig, unsere Zeit auch nur anzudeuten. Sie enthält nichts von allem, was sich in unserer Zeit ereignet. Alles, was die Nachkommen einst an unserer Zeit segnen werden, ereignet sich außerhalb der Kunst.«

Aber er als Verehrer der Fackel wird doch nicht leugnen, daß alles, was die Nachkommen einst an unserer Zeit verfluchen werden, seinen künstlerischen Ausdruck gefunden hat? Das, was sie segnen sollen und was sich nach der Meinung des Herrn Bahr in der monistisch-modernistisch-demokratischen Welt ereignet, kann nicht Kunst werden. Das sieht man an den Leistungen des Herrn Bahr, die als Gestaltung zeitlicher Fülle anzuführen ihm nur seine Bescheidenheit verbietet, während ich so vermessen bin, mich für den Künstler aller zeitlichen Schäßigkeit zu halten.

*Handwritten in red ink:*  
Merkmal  
des

*Handwritten in black ink:*  
Gibt im \* Rückgriff \*

*Handwritten in black ink:*  
Sept. 1911

~~Hiernächst unterstreiche ich das Verbot des Nachdrucks, das auf dem Umschlag dieser Zeitschrift ausgesprochen ist. Der Vorteil, den sie durch die wiederholte Zitierung in reichsdeutschen Blättern gewinnen könnte, wird reichlich durch den Nachteil aufgewogen, den sie durch die Verstümmelung erleidet, in welcher der fremde Leser Proben aus der Fackel zu Gesicht bekommt. Aber nicht die Unmöglichkeit, sich gegen die Gefahren eines unbewachten Nachdrucks zu schützen, nicht die infame Sorglosigkeit, mit der die Redaktionen das Schicksal eines Zitats, auf das sie scheinbar Wert legen, den Druckereien überlassen, macht hier ein Verbot zur Notwehr. Vielmehr ist es der geistige Anteil der Redaktionen, was mich die empfangene Ehre des Zitats als Beleidigung empfinden läßt. An einem Auszug, den die Rheinisch-Westphälische Zeitung aus »Heine und die Folgen« macht, offenbart sich wie an einem stilistischen Schulbeispiel — an einem Beispiel, das in einer Stilschule zu entwickeln wäre — die linke Midashand des Journalismus, die jeden Gedanken, den sie berührt, in eine Meinung verwandelt. Dabei kommt die Meinung naturgemäß viel dürftiger heraus, als wenn der Leitartikler über dasselbe Thema schriebe, so daß der eigentliche journalistische Zweck verfehlt wird. Gedanken, die ein Journalist buchstäblich und in tadellosem Druck übernimmt, sind entwertet. Man weiß, daß einem Gold in~~

*Handwritten in red ink:*  
Stil

*Handwritten in black ink:*  
jsg



Aber wir haben in den Tagen des Journalismus mehr solcher Größen (wenn auch keine andere von solcher Energie und Zielbewußtheit), die sich vermöge ihrer lärmenden Gefolgschaft auf einige Zeit den bedeutenden Dichtern und Künstlern einreihen lassen, ja sich sogar noch in solcher Sphäre wie führend gebärden. Ich erinnere nur an den Österreicher Hermann Bahr. Und doch ist alles erbeutete Triumphgeschrei, das sie, als im Grunde journalistische Begabungen, um sich aufzuwirbeln, zuletzt nur da, ihr dichterisches Flämmchen — wenn je eines da war — völlig erlöschen zu machen. Denn so ungerecht und dumm der Menge und der Presse Art ist, so ganz merkwürdig gerecht ist es beschaffen mit dem Wesen von Kunst und Dichtung, das nur das Echte sich entfalten und aufsteigen läßt. Und man kann anhanglos als kleines Publizistlein anfangen und bedeutender Künstler und Weiser werden, wenn man nur echt ist — nur seine Wege geht und weiter nichts will, als anbringen, was in einem vorhanden ist. In Österreich haben wir hiefür ein Beispiel an Karl Kraus.

Ich kannte ihn bisher nicht. Als ich erst vor kurzer Zeit einen Band seiner Schriften zugesandt erhielt, empfand ich bald dem Gelesenen nach: Wieder ein Mensch! Und ich wunderte mich über das harte und doch wieder warme, weitherzige Menschentum, das in diesen Schriften umging, und auch darüber: wie viele Wege es gibt zur Künstlerschaft, wenn nur erst das nötige Menschentum da ist. Kraus mag mehr Nachtfalter sein; er schaut zu sehr in unsere Zivilisation und muß so ihre Nacht sehen. Hätte ich die Landschaft nicht, die mir den Tag der Natur erhält, ich müßte vielleicht sehen lernen wie er. Und wie er seinen harten Weg machte, allein und ausgesetzt, nur sich selber getreu, gibt seiner Wegrichtung etwas von der Wegrichtung der Großen.

Bernard Shaw ist auch hier Gegensatz, und sein Auftreten mit Pomp und Zulauf und Köder jeglicher Art wird nicht hindern, daß zuletzt der Mangel seiner dichterischen und künstlerischen — nicht der könnerischen — Beschaffenheit zutage tritt, der heute noch übertönt ist vom lärmenden Anhang verschiedenster Gesellschaftsgruppen, denen er sein Emporkommen zu danken hat. In Kunst und Dichtung aber hat niemals ein Emporkömmling dieser Art auf die Dauer triumphiert . . .

Im übrigen freut es mich Humanisten der Tat, daß geistiger Vandalismus solcher Art zulässig ist, ohne daß sich Menschen dabei vergeben, indem sie ihn verbieten oder mit Strafe belegen. Man lasse Bernard Shaw den journalistisch fettbürgerlichen Ruhm und die journalistisch fettbürgerliche Freude, den wahrhaft Großen ihren Ruhm zu rauben! Es gehört zur Art des berechnend heischenden Intellekts, daß er sich immer übernimmt, wo er sich etwas herausnimmt. Es macht das gänzlich Unzulängliche an ihm aus. Den wahrhaft Großen tut dies keinen Eintrag; ihr Ruhm ist die lebendige Macht, die dem Werke der Größe eignet und mit ihm durch die Zeiten geht. Wer sollte diese Macht rauben können? . . .



7 55

der Tasche fehlt, und kann das Kupfer, das der andere in der Hand hält, als sein Eigentum reklamieren. Selbst wenn in dem genannten Fall die zitierten Stellen nicht willkürlich zusammengeschoben wären oder der Redakteur sich die Mühe genommen hätte, den gedanklichen Übergang durch Punkte anzudeuten — was er kecker Weise unterlassen hat —, wäre das Gesicht des Zitats nicht wiederzuerkennen. Ein Journalist oder ein Redner beschwert sich darüber, daß man ihm Stellen »aus dem Zusammenhang reißt«. Seine Meinung leidet, und da es um diese so sehr schade ist und der Mann möglicherweise sein Recht verliert, so hat er/Recht sich zu beschweren. Er selbst hat aber keine Ahnung davon, was er am Stil verbrechen kann, wenn er die Meinung korrekt von ihm abzieht. Denn der Kunst kommt es nicht auf die Meinung an, sie schenkt sie dem Journalismus zu selbständiger Verwertung, und sie ist gerade dann in Gefahr, wenn er ihr Recht gibt. Denn er reißt nicht »aus dem Zusammenhang«, sondern aus dem Aufbau. Ein Aphorismus, den er zitiert, kann wertlos im Nachdruck sein: sein Wert ist im Buch, dem er entnommen wurde. Meine Glossen sind unverstänglich ohne die Glossen, die früher erschienen sind. Die zwanzig Sätze vollends, die mir ein Redakteur aus »Heine und die Folgen« ausschneidet, leben nur in der Luft aller andern: so haben sie keinen Atem. Was der Mann selber schreiben kann, ist unter allen Umständen besser. ~~Wozu also die Belästigung des Zitierens?~~ Sie glauben Proben eines Organismus liefern zu können. Um zu zeigen, daß ein Weib schön ist, schneiden sie ihm die Augen aus. Um zu zeigen, daß mein Haus wohnlich ist, setzen sie meinen Balkon auf ihr Trottoir. ~~Die ehrlichen Redakteure, die die Quelle angeben, sind die ärgsten.~~ Von nun an ist im Zweifelsfall der Diebstahl dem Nachdruck mit Quellenangabe vorzuziehen.

Referat

~~gibt kein Recht~~  
\* \* \*

In der ersten Auflage der Nr. 326/27/28 ist auf S. 10, in der 14. Zeile von unten, statt: schon den 20! schon den 20.! zu lesen; auf S. 20, in der vorletzten Zeile des ersten Absatzes, statt: es ist er ist (dieser Fehler war auf einem eingeklebten Zettel korrigiert); auf S. 67, in der 3. Zeile von unten, statt: die singend »Ich bin eine anständige Frau beteuert« die singend »Ich bin eine anständige Frau« beteuert.

Das ganze für jetzt ist es besser. ~~Die~~ ~~einige~~ ~~Prüfung~~



Sept. 1911

Den Freunden dieser Zeitschrift wird gemeldet, daß ihr bester Freund, mein lieber

## Ludwig Ritter von Janikowski

Doktor juris und Inspektor im Eisenbahnministerium

geboren am 24. Juli 1868 in Krakau, am 18. Juli 1911 in einem Sanatorium bei Warschau gestorben und am 23. September in Krakau feierlich beerdigt worden ist.

Unsern geistigen Bund, der von 1904 bis zu seiner tödlichen Erkrankung im Jahre 1909 dauerte, überlebt meine Dankbarkeit. Dieser tief geistige und tief gütige Mensch, den keine Lebensplage um den inneren Reichtum betrügen konnte, war nicht Schriftsteller, stand aber künstlerischen Dingen in einem so wahren und erhabenen Sinne nah, daß nur ein schöpferischer Zufall an ihm den Künstler versäumt zu haben schien. Mit seinem Feuer und seiner Liebe umfing er mein Werk, in welchem er als erster die geistige Perspektive jener Geringfügigkeiten erkannte, die die Blindheit für den Inhalt nimmt. Seine Erkenntnis war mir Bestätigung, seine Bestätigung mitschaffende Tat. Er hat, der im deutschen Sprachgeist hundert deutschen Schreibern überlegene Nichtdeutsche, an und mit mir den Geist erlebt und die Sprache, und meine Leistung wuchs an seiner Begeisterung. Er hat um die Kunst gewußt und um die Opfer, die ihre Eitelkeit kostet. Ich habe ihm »Sittlichkeit und Kriminalität« gewidmet, das Buch, an dessen Feilung er beteiligt war wie an der Herausgabe der »Sprüche und Widersprüche«, für deren Mitkorrektur ich ihm hier gedankt habe.

Solange ein Leben dauert, seinen Verlust zu beklagen, wird es ein unendlicher Jammer sein, daß dieser von Geist und Güte erschaffene Mensch nicht mehr leben darf. Aber sein Verlust ist nicht schmerzlicher als die Erhaltung der Vielen, die niedrig sind und doch einem unerforschlichen Ratschluß zufolge am Leben. Und der bessere Trost: Seine Seele, befreit von der Gemeinschaft des eigenen leidvollen Körpers und erlöst von der Gemeinschaft der überlebenden Leiber zu nichts nütze als zum Leben: seine große Seele ist zu sich gekommen.

Karl Kraus



auf und las zuletzt eigene Geistesblitze. Zum Beispiel: daß die Osternummer des „Neuen Wiener Tagblatt“ einen sehr großen Umfang habe. (Bewegung.) Schließlich nannte Herr Kraus die „Neue Freie Presse“. Alles lachte. Die Krone aber setzte Herr Kraus seinem Humor auf, als er — ganz unvermittelt! — den Namen »Harden« nannte. Herr Polatschek jun. i. Fa. »Mareš & Polatschek« bekam einen Lachkrampf. Man bedenke: Mitten in einem scheinbar ernstem Satze hatte Kraus den Namen Hardens, dieses »Trottels«, genannt! Es war zum Quietschen.

K.

„Narodni Listy“ (24. März):

Karel Kraus v Praze. Břitký vídeňský satirik a krutý posuzovatel literatury, tisku, soudnictví a veřejného života, přednášel v pátek večer pražskému obecnstvu. Po Shakespearovi a Jeanu Paulovi došlo na vlastní tvorbu hostovu, jmenovitě na jeho prudké, řezavé invektivy proti justici, literárním porotám a praktikám vídeňského tisku, jehož je vydavatel »Fackel« dávným opovědným nepřitelem. Výbuchy smíchu, sledující neodolatelný satirický talent jeho, střídaly se s chvílemi, kdy se mu dařilo přenést na obecnstvo část své vášně proti každé křivdě, ať vystupuje kdekoliv a kdykoliv. Prudký útok proti porotě v Litoměřicích, která osvobodila vraha jen proto, že oběť jeho nepatřila k slušné lidské společnosti, zakončil Kraus neočekávanou ranou proti jazykovému sporu v Čechách; německé obecnstvo však nezastavilo svůj potlesk.

*Handwritten: Mein Gegenstand 1912*

### Bitte um Totschweigen

*Handwritten: ja*

Es hat sich in die ohnedies empfindlichen Gehirne meiner Zeit-, Orts- und Berufsgenossen — wie gern wäre ich schon dieser dramatischen Einheit verlustig — ein Mißverständnis eingefressen. Nämlich, daß ich mich über das Totgeschwiegenwerden beklage und gern das Echo jener Stimmen mache, die den Kordon des Schweigens durchbrechen. In Wahrheit tue ich nur so und die Wahrheit ist, daß ich nicht so tue. Man denkt nicht immer auf derselben Ebene, nie auf derselben, auf der der Leser denkt, und Konsequenz kann immer einen andern Sinn haben. Der Abdruck der Rezensionen, anfangs wohl einer literaturpolitischen Absicht, nie dem Vergnügen an oft völlig wertlosem Lob entsprungen, dient immer dem Zweck, das Milieu der Empfänglichkeit festzuhalten und künftigen Literarhistorikern die Arbeit und das Verdienst abzunehmen. Was aber die Klage über das Totgeschwiegenwerden und die Freude über die Entschädigung anlangt, so ist längst



9

36

ein wohlthätiger Wechsel eingetreten und es wird hoffentlich bald dahinkommen, daß die Klage über die Entschädigung in der Freude über das Totgeschwiegenwerden verstummt. Möge es <sup>nach</sup> Denn es mag schwer sein, über mich zu schweigen — über die Schwierigkeit, von mir zu sprechen, kommen die wenigsten hinweg. Wenn ich der Wiener Presse deutsche Urteile unter die Nase hielt, so geschah es weiß Gott nicht, weil ich sagen wollte: So ist's mir recht. Oder: Dort geschieht mir Recht, hier Unrecht. Sondern, weil ich, die eigene Sache objektiv wie fremden Wert betrachtend, eine der schwersten Unterlassungen feststellen wollte. Wenn ich endlich — auf die Gefahr hin, an allgemeinem Gut mich zu versündigen — meinen persönlichen Geschmack zu Wort kommen lassen darf, so möchte ich eine inständige Bitte um weiteres Totschweigen vorbringen. Ich habe es getadelt, weil es eine öffentliche Schweinerei ist, die zum Himmel stinkt. Ich strebe es an, weil es mir ~~privatim Erholung~~, ja Erlösung bedeutet. Ich habe nie von mir gesprochen, wenn ich das Verhalten der Wiener Presse gegen mich angriff. Das ~~haben die Schöpse~~ nur nicht verstanden. Jetzt erst spreche ich von mir und für mich, da ich dieses Verhalten lobenswert finde und um geneigte Fortsetzung bitte. ~~Allen Ernstes bitte ich darum~~. Denn was ich so im Laufe eines Monats zu hören bekomme, wenn die, deren Schweigen verdrießlich scheint, zu reden beginnen, gibt mir den Wunsch ein, ihnen das Maul zu halten. Ich kriege das Asthma, wenn sie mich nur zitieren: sie sollten es lieber ohne Angabe der Quelle tun als mit Weglassung des Atems. Keiner hat eine Ahnung, was aus einem Satz von mir werden kann, wenn er ihn in die Hand nimmt. Ich baue die Nacht lang an einem Gedanken und solche Ziegelschupfer der Meinung, der öffentlichen, zeigen dem Passanten, woraus er besteht. Ich habe annähernd ein Gefühl dafür, wie schwer es ist, mich zu zitieren; denn ich erlebe siebenfachen Bedacht, ehe ich einen Satz aus dem Klima einer Glosse hole und zwischen Aphorismen leben lasse, und ich erlebe die Ahnungslosigkeit des Lesers, der nur die Gleichheit merken und den Weltenunterschied eines Kommas nicht spüren wird. Wie ist es nur möglich, daß man drei Seiten in einer Stunde schreibt und, wenns fertig ist, zu einer Zeile drei Tage braucht? Solange die Intelligenz diese Rechnung unlöslich findet, verzichte ich auf jedes

Kosm

Kosm

bring

kin

# rich

44



Urteil über das Resultat. Wie es zustande gekommen ist, davon wissen ein paar. Die können mir in Briefen sagen, daß sie es wissen, ich bin ihnen dankbar, und sie brauchen sich nicht für mich in ein Mißverständnis zu wagen, das wie alle besseren Mißverständnisse nicht coram publico, sondern nur post publicum zu beheben ist. Alles Herausstreichen des Verständlichen aber ist wertlos. Der größte Kampf wiegt weniger als das kleinste Wort. Was in dreizehn Jahren getan ist, braucht seinen Lobsprecher nicht zu finden, solange, was in einer Nacht vorgeht, durch stummen Mund auf taube Ohren trifft. Ist wirklich ein Vollsinniger in der Nähe, der glauben konnte, mir wäre es irgendwann und irgendwo um eine Besprechung zu tun gewesen? Und ich hätte je eine gewollt, von einer auch nur vorher gewußt und einem Autor je für anderes gedankt als für den Mut oder die manuelle Mühe der Übersendung? Ich sehe ein, daß es ein literarischer Skandal ist, wenn eine Besprechung über mich nicht erscheint. Das nehme ich so sachlich, wie ichs gegenüber einem andern Autor von meiner Bedeutung persönlich nehmen würde. Aber ich bringe damit ein Opfer; denn ich muß sagen, daß mir das Erscheinen von Besprechungen maßlos lästig ist. Vom Enthusiasmus habe ich genug und den Blödsinn möchte ich nur genießen, wenn er einem andern gilt. Mir geht er durch Mark und Bein. Aus allerinnerster, tiefster und auf Wunsch eidlich zu erhärtender Überzeugung erkläre ich, daß mir persönlich, so groß die Infamie auch sein mag, das Verhalten der Wiener Tagespresse, dieses sich mit der Welt Verhalten, dieses Verhalten der Rede über mich eine Wohltat bedeutet. Ein diesem Heft beigelegter Verlagsprospekt behauptet, sie wolle mich in Schweigen ersticken. Das mag sein, aber es kitzelt so angenehm. Die größte Lust, die meine Haut kennt, ist hinterm Ohr rasiert zu werden; ich hatte nie dabei die üble Empfindung, daß es an den Hals geht, auch wenn man mir hundertmal versichert hätte, daß dem Friseur nicht zu trauen sei. Anders: wenn er zu reden anfinge, wär's um mich geschehen; ich würde mich langweilen. Was die Feuilletonisten hinter meinem Rücken mit mir treiben, ist wohl getan. Es gibt Schwarzseher, die mir mit der Vermutung aufwarten, es könne nicht immer so bleiben, eines Tages müßten/ über kurz oder lang würden sie. Ich wünsche es nicht zu erleben. Die Vorstellung, daß sie eines Tages müßten,

Wirklich

h:

Handwritten signature

Handwritten signature

Handwritten signature



dürften oder würden; daß sie es über sich brächten oder daß es ihnen angeschafft würde; daß die Begeisterung der Wiener Redaktionen über jedes Heft der Fackel in die Wiener Zeitungen dränge — hat bei Gott wenig Reiz für mich, Es gibt Ironiker — merkwürdiger Weise gibt es Ironiker über mir —, die sagen werden: aha, er fürchtet für seine Unabhängigkeit. Aber das ist ja Unsinn. Ich bin meiner so sicher, daß keine Beachtung imstande ist, mir meine Verachtung herauszufiloutieren. Ich wäre dann endlich für sie auf der Welt: aber was nützte es, da sie/nach immer für mich auf der Welt wären? Sie hätten dann an einem »Fall« ihre Pflicht erfüllt und an der Sache noch immer versäumt. Sie hätten sie aus den schlechtesten Motiven erfüllt. Sie hätten gesagt, ich sei etwas, um mich darüber zu täuschen, daß sie nichts sind. Das würde nicht nur nicht gelingen, sondern der Versuch wäre eine Vermehrung meiner Argumente gegen sie. Noch nie habe ich einen Schuft deshalb für ehrlich gehalten, weil er so unehrlich war, zu sagen, ich sei kein Schuft. Wenn sie mir einen Beweis geben wollen, genügt es nicht, mich leben zu lassen. Aufhören, selbst zu leben: das ist die Friedensbedingung, von der ich auch kein Jota abhandeln lasse. Primum non vivere, deinde wird sich finden. Eines Tages mögen sie — bei mir verändert sich nichts. Sie könnten einen/ Bestechungsversuch machen, indem sie mir in Aussicht stellen, daß sich auch bei ihnen nichts verändert und daß ich nicht keines Tages für jourfähig erklärt werde. Freilich, wenn sie meine Bitte um Totschweigen auch erfüllen, so könnte ich mich ihnen dennoch nicht erkenntlich zeigen. Da ich meiner privaten Behaglichkeit kein Opfer bringe und die Pflicht mich zwingt, sie für Schweinehund zu halten, so läßt sich leider nichts machen und alles bleibt zwischen uns beim Alten. Der Friseur schweige. Ich spreche weiter.

X X X  
**Razzia auf Literarhistoriker**

Und man glaube mir, daß die Bitte um Totschweigen ihren Grund in Erlebnissen hat und daß die Erschütterung stark sein muß, welche den, der so gern von sich spricht, zur Bitte treibt, daß es die andern wenigstens unterlassen mögen. Weiß man denn, wie ich lebe? Da irrt in zweistündigem Schlaf ein Komma durch

L A hi mir leben als wagt: J

1/2

1/2

Ausschnitt

Abs

den  
Ausschnitt  
des Mann







Urteil über das Resultat. Wie es zustande gekommen ist, davon wissen ein paar. Die können mir in Briefen sagen, daß sie es wissen, ich bin ihnen dankbar, und sie brauchen sich nicht für mich in ein Mißverständnis zu wagen, das wie alle besseren Mißverständnisse nicht coram publico, sondern nur post publicum zu beheben ist. Alles Herausstreichen des Verständlichen aber ist wertlos. Der größte Kampf wiegt weniger als das kleinste Wort. Was in dreizehn Jahren getan ist, braucht seinen Lobsprecher nicht zu finden, solange, was in einer Nacht vorgeht, durch stummen Mund auf taube Ohren trifft. Ist wirklich ein Vollsinniger in der Nähe, der glauben konnte, mir wäre es irgendwann und irgendwo um eine Besprechung zu tun gewesen? Und ich hätte je eine gewollt, von einer auch nur vorher gewußt und einem Autor je für anderes gedankt als für den Mut oder die manuelle Mühe der Übersendung? Ich sehe ein, daß es ein literarischer Skandal ist, wenn eine Besprechung über mich nicht erscheint. Das nehme ich so sachlich, wie ichs gegenüber einem andern Autor von meiner Bedeutung persönlich nehmen würde. Aber ich bringe damit ein Opfer; denn ich muß sagen, daß mir das Erscheinen von Besprechungen maßlos lästig ist. Vom Enthusiasmus habe ich genug und den Blödsinn möchte ich nur genießen, wenn er einem andern gilt. Mir geht er durch Mark und Bein. Aus allerinnerster, tiefster und auf Wunsch eidlich zu erhärtender Überzeugung erkläre ich, daß mir persönlich, so groß die Infamie auch sein mag, das Verhalten der Wiener Tagespresse, dieses sich mit der Welt Verhalten, dieses Verhalten der Rede über mich eine Wohltat bedeutet. Ein diesem Heft beigelegter Verlagsprospekt behauptet, sie wolle mich in Schweigen ersticken. Das mag sein, aber es kitzelt so angenehm. Die größte Lust, die meine Haut kennt, ist hinterm Ohr rasiert zu werden; ich hatte nie dabei die üble Empfindung, daß es an den Hals geht, auch wenn man mir hundertmal versichert hätte, daß dem Friseur nicht zu trauen sei. Anders: wenn er zu reden anfinge, wät's um mich geschehen; ich würde mich langweilen. Was die Feuilletonisten hinter meinem Rücken mit mir treiben, ist wohl getan. Es gibt Schwarzseher, die mir mit der Vermutung aufwarten, es könne nicht immer so bleiben, eines Tages müßten, über kurz oder lang würden sie. Ich wünsche es nicht zu erleben. Die Vorstellung, daß sie eines Tages müßten,



den Weltraum und droht die Erde zu zerschellen: aber der Postbote pocht an die Tür und bringt den Ausschnitt aus der Allgemeinen Sportzeitung, die nicht für Pferde geschrieben ist, sondern nur für Pferdehändler und darum sich zur Erfassung künstlerischer Dinge nicht eignet. Und dennoch ist es die erste Zeitung, die über Pro domo et mundo geschrieben hat. »Eine prickelnde Lektüre«, sagt sie. Und über den »Provinzonkel« sagt sie gleich darauf: »Ein ungewöhnlich witziges Buch.« Dadurch, daß ich, was mir die Post bringt, in das Fach des Traumes zurückstecke und nach jedem Briefe mich für eine Stunde noch auf ein Postskriptum des Schlafes einlasse, kann mir nichts geschehen und ich erwache gekräftigt. Sonst wäre der Wunsch in mir zu stark, auszugehen und einem, der mich prickelnd findet, jedes Barthaar einzeln auszureißen. Ich überschlafe den Entschluß, und erinnere mich nachher nur dunkel, daß ich am Abend zuvor Sodawasser getrunken und dann unruhig geträumt habe... ~~Dieses~~ war die erste Rezension. Einen Tag später wollte es der Himmel, daß mir eine Stimme aus Breslau zurief, das Buch sei »nachdenklich und amüsant zu lesen«. Und zum Schlusse krümmte sich ein zitierter Satz, den ich nicht wieder erkannte. Im Buch war er eine unter den Feuerzungen. Neben meinem Bett aber lag eine Blindschleiche. »Dieses Aphorisma soll geistreich sein. Wir möchten es anders nennen«, rief Breslau. Aus Überzeugung stimme ich zu. Über Oderberg verändert sich manches. Aber selbst wenn ich eine Stufe ausbräche, um zu sagen, wie herrlich die Treppe sei, wäre die Stufe kein Beweis und die Treppe in Gefahr. Ich konnte weiter schlafen, denn ich dachte in Frieden an <sup>den</sup> Verleger, dem ich immer den Waschzettel hatte ausreden wollen und der gesagt hatte, er sei notwendig. So ist es, aber man muß ihn den Hunden verbinden, daß sie ihn anbehalten und weder mehr beißen können noch auch bellen. Ein Buch darf, wenns denn schon darauf ankommt, es ins Publikum zu bringen, überhaupt nur durch ein vorgeschriebenes Urteil empfohlen und bei Strafe der Entziehung weiterer Rezensionsexemplare muß der Redaktion verboten werden, sich einer selbständigen Ansicht zu bedienen. Die Rezensionsexemplare sollen vor der Lektüre verkauft werden. Ich bin ein Fanatiker des Waschzettels... ~~Dieses~~ war die zweite Rezension. Aber das Ärgste war noch nicht geschehen. Oft hatte ich mir gedacht:

13 59

~~2/3~~

~~2/3~~



was werde ich tun, wenn eines Tages eine Rezension erscheint, in der so nebenbei gesagt wird, »Pro domo et mundo« — das heiße auf deutsch »Für Haus und Welt«? Denn domus heißt ja Haus und mundus heißt ja Welt. Ich habe schon so viel von der Menschen Ungunst erfahren, ich würde, glaubte ich, auch das hinnehmen, aber ich werde dann meinen Verleger bitten, nicht nur den Zeitschriften, die ich ihm ausdrücklich genannt habe, sondern überhaupt allen besseren Journalen das Exemplar zu entziehen. Denn den Waschzettel drucken doch nur die kleinen Provinzbltter, aber so ein Kerl, der in einer Hauptstadt wohnt, glaubt zu einer selbstständigen Ansicht verpflichtet zu sein. Am dritten Tag also pochte der Postbote an die Tür und brachte mir die »Post«, die in Berlin erscheint und national ist. Ei, da steht ja ein Feuilleton und darüber — »Für Haus und Welt«! Ich wünschte mich über Land und Meer. Die erste Zeile lautete:

Karl Kraus sagt die Sache natürlich lateinisch. »Pro domo et mundo« betitelt er eine Kurzgedankensammlung, die er im Verlag Albert Langen (München) in einem Bande von 178 Seiten (2,50 M.) erscheinen ließ.

Aber die letzte Zeile:

Es scheint, als ob auch für Kraus etwas heilig wäre. Vor Stillreligisem, vor irgendeiner Ordnung, die er nirgends vorfindet, scheint er Achtung zu haben. Und das gab ihm vielleicht den Titel des Werkes. Aber man kann das nur fühlen, nicht finden. tu.

Diese Trompete wird mich nicht mehr loslassen. Von Schlaf keine Rede mehr. Man kann das nur fühlen, nicht finden. Der Kerl zitiert meine Kurzgedanken zu 2,50 und erläutert sie stillreligis. tu. Der Kerl ist ein Beiwagenredakteur. tu. Ich will und will nichts mehr hören.

Nun hören Sie aber, was weiter geschah. Die »Bitte um Totschweigen« war längst geschrieben, da kam die Frankfurter Zeitung mit einem Aufsatz »Vom Aphorismus«. Hier wurde das Endgiltige gesagt. Was ein Aphorismus ist, was er soll und wie man sich zu benehmen hat, wenn man zum Aphorismenschreiben inkliniert. »Der ganze Reiz, den eine gelungene aphoristische Form auf unser Gemüt ausübt«, rhre »aus dem Umstande her, daß hier eine Reihe von Erkenntnissen in einen einzigen Satz derart zusammengedrängt wird, daß letzterer...« und in einem Aphorismus



1560

vielleicht einer der Einsamsten, die mit uns leben. Sein unbeugsamer Stolz wird auch einmal die Worte finden: »Ich danke ab — aber nicht als König — sondern nur als Mensch!« Denn seine Werke als König von der Sprache Gnaden werden dauern, solange ein einziger Deutscher noch ihren Zauber fassen kann. Sie sind unübersetzbar, eben weil er durch die Sprache denkt, und das ist wohl der glänzendste Beweis, daß Form und Inhalt zu einer unerhörten, untrennbaren, neuen Einheit zusammengewachsen sind. Kraus hat Aphorismen geschrieben, die man keinem Setzer geschweige denn einem Übersetzer beruhigt anvertrauen könnte, denn vor solchen Aufgaben beginnt die Maschine zu stolpern und irre zu reden und der findige Intellekt der »Sprachgewandten« gibt es auf, mit dem leibhaftigen Geist der Sprache zu ringen.

Rezensionen über »Pro domo et mundo« sind ferner erschienen: von Berthold Viertel im »Strom« (Wien, März), von Emil Robert in den »Wiener Mitteilungen literarischen Inhalts« (Wien, April); in der »Freisinnigen Zeitung« (Berlin, 10. April), in der »Norddeutschen Allgemeinen Zeitung« (Berlin, 14. April) und von Otto Pick im »Pester Lloyd« (21. April); über den zweiten Wiener Leseabend von Paul Stefan im »Merker« (Wien, erstes Aprilheft).

\* \* \*

### Das Recht, totzuschweigen

~~Aus Engelbert Pernerstorfers »Betrachtungen über Buch- und Theaterkritik« im »Strom« (Wien, April)~~

... Große Kritiker sind selten. Ein solcher, unter den Deutschen vielleicht der größte, war Lessing. ~~Und er war ein leidenschaftlicher Kritiker. Wen er lobte, der hatte es gut. Denn er wurde mit Verstand gelobt. Wen er tadelte, der hatte nichts zu lachen. Denn von einer Einzelheit ausgehend, griff er den ganzen Mann an, mit allen Stücken seiner reichlich ausgestatteten Waffenkammer, aus der er mit bewußter Wahl eines nach dem anderen nahm, um es behend und nachdrücklich anzuwenden. Ja, seine Vorratskammer hatte nicht nur Waffen, sondern auch Marterwerkzeuge. Er stach, hieb und stieß auf seinen Gegner; er legte ihn aber auch auf den Foltertisch und peinigte ihn auf vielfache und seltsame Art. Seine Gegner leben nur mehr durch ihn. Durch seine literarisch-ärztliche Behandlung hat er ihnen das Leben gerettet. Was kann er dafür, daß sie nun mit zerschundenem Leib und verkrüppelten Gliedern durch die Zeiten humpeln?~~

Ein solcher leidenschaftlicher Kritiker war Kürnberger. ~~Nicht~~ bloß ein literarischer, sondern auch ein politischer. Die Höhezeit seiner literarischen und politischen Kritik liegt jahrzehntelang hinter uns und erst jetzt erkennen wir ganz seine Kraft. Ich werde nicht müde, auf die neue Gesamtausgabe seiner Werke (Bei G. Müller in München) hinzuweisen. Es sind erst drei Bände erschienen. Der erste enthält »Die Siegelringe«, politische Feuilletons, die sich mit Tagesfragen

Tief Merk

April 11/12

cut



kämpft, sondern im Dienste einer Kultur, die da kommen soll, und für eine imaginäre Gesellschaft der Zukunft. Da aber vielleicht erst eine spätere Generation seine Legitimationspapiere zu vidieren imstande wäre, so gilt er in der Kultur des XX. Jahrhunderts als ein gefährlicher Zugereister und wird von ihren Bütteln auf dem Forum der Presse in geheimer Verhandlung zum Tode des Verschwiegenwerdens verurteilt. Indessen schafft er unbekümmert und rastlos an seinem Werk, das gerade erst am Widerstande stark und groß wurde, das Werk eines Weltanschauers und Weltdurchschauers, gleich unerbittlich gegen sich selbst wie gegen seine sogenannten Opfer . . . Und sie alle müssen fallen, mögen sie ihm nahe oder ferne gestanden haben. Wo der kategorische Imperativ seines empfindlichen Gewissens alteriert ist, da kennt er nichts gefühlsmäßiges und engbegrenzt Subjektives, niemand hält die inappellable Guillotine seines ethisch - künstlerischen Schemas auf.

Es ist lächerlich, Karl Kraus zu den blinden Verneinern zu rechnen; gewiß, er zerstört, aber was er zerstört, das sind stets geile Tagesgrößen. Es gibt kaum einen Schriftsteller, der den Willen zum Wert, zum künstlerischen und kulturellen Wert so fanatisch und selbstverleugnend in den Mittelpunkt seiner Handlungen stellt. Und dieser Wille zum Wert ist sein Pathos, sein Stolz und der Quell seines Schmerzes; mit nichts ist er tiefer im Geistesleben verankert, mit nichts reckt er sich höher über das Niveau seiner Zeit empor und nichts läßt ihn gerechteren Zorn fühlen und tieferes Leid ermessen als gerade sein Pathos, das leidenschaftsverklärtes Leiden ist. Denn alles ist ihm angetan, weil er das Ideal in sich trägt und weil er nicht mehr als Individuum, sondern als Standpunkt in Betracht kommen will.

Daran hat man früher zweifeln dürfen; wer aber Kraus einmal am Vorlesetisch beobachtet hat, der konnte hören, wie sein Schmerz aufschreit und sein Spott gellend lacht und wie dagegen sein schamhaft gehütetes Gefühlsleben manchmal verwundert die großen Augen aufschlägt und kindhaft verträumt nach Jean Pauls oder Liliencrons Sternenschaue. Wer das je miterlebt hat, der könnte nun endlich einmal wissen, daß da droben einer liest, der das Problem erleben kann und den Satz und das Wort und die Interpunktion und noch tausend anderes dazu . . . Und wenn er dann die Menschen packt und ihre Allzumenschlichkeit zwischen zwei Beistrichen zu schanden macht, wenn er ihnen mit einem spitzen Relativsatz ihr überzeugungstreues Philisterherz durchlöchert, da hat man ein sonderbares Gefühl, welches vielleicht nur mit demjenigen zu vergleichen ist, das die Athener gehabt haben müssen, wenn Aristophanes ihnen ihre Stadt sub specie aeternitatis zeigte.

Aber das Publikum kann meiner Meinung nach das Niveau nicht halten: bald gluckst da ein Lachen auf, bald wiehert zur Unzeit von dort eins herüber, und alle diese Naturlaute kommen aus einer himmelweit entlegenen Welt . . . Denn das Eine bleibt ja doch unangefochten bestehen: Kraus wird von Tausenden gehaßt und von Hunderten bebubelt, aber nur wenige sind es, die bis zu ihm selber hinfinden. Er ist



beschäftigen, die häufig für uns wenig oder nichts bedeuten, die uns aber in Kürnbergers Behandlung anziehen und festhalten. In ihnen wächst er über die Aufgabe des Kritikers, er wird zum Satiriker seiner Zeit. Der Satiriker ohne innere Leidenschaft ist undenkbar, wenn er äußerlich auch oft kalt und schroff erscheint. Es ist kein Zufall, daß der bedeutendste Satiriker der deutschen Gegenwart, Karl Kraus, unermüdet für Kürnberger gekämpft hat. Schon das hat ihn den Wiener Zeitungsschreibern unangenehm gemacht. Sie werden nicht gern an Kürnberger erinnert, der die Dinge mit einem Ernst nahm, der einfach unbequem ist. ~~Heute schreibt man, um die Leser zu amüsieren~~, nicht um zu kämpfen. Daher redet man von Kürnberger und der neuen Ausgabe seiner Werke gerade so viel, als der äußere Anstand erfordert, aber kein Wort mehr. Es wäre sogar recht zuwider, wenn die Wiener wieder Kürnberger lesen und dabei gewahr würden, daß es einmal in Wien auch einen ganz großen Zeitungsschreiber gegeben hat. Lebte Kürnberger heute, so würde er das Schicksal des Karl Kraus erfahren. Man würde versuchen, ihn totzuschweigen. Und darin hat ja die Wiener Presse so mannigfache Übung! . . . Immer wenn man sagen möchte: »er (Kürnberger) schießt übers Ziel«, muß man doch sich an der echten Entladung seines Zornes so sehr freuen, daß man gern die Ungerechtigkeit mit in Kauf nimmt.

Auch Karl Kraus, der unter den Heutigen in der Kritik eine ganz einzige Stelle einnimmt, ist oft ungerecht. Aber auch seine Ungerechtigkeit kommt, wie bei jedem echten Satiriker, zuletzt aus dem Drang nach der Wahrheit. In der Übertreibung des Satirikers liegt eine Notwendigkeit. Mit der Übertreibung erreicht er nicht nur seinen sachlichen, sondern auch seinen künstlerischen Zweck. Die Übertreibungen des mittelmäßigen Kopfes wirken leer und schal, die Übertreibungen des schaffenden kritischen Genies geben ungeahnte Einsichten. Die Vergrößerungen und Verkleinerungen entfalten ihre größte Kraft in ihrer vergleichenden Zusammenstellung, wo sie denn oft wie Offenbarungen wirken.

Aber große Kritiker und Satiriker im Stil Kürnbergers oder Kraus' sind selten. Sie geben weder den Maßstab noch sind sie Muster. Sie sind einzelne und können nur aus sich heraus verstanden und beurteilt werden. Sie haben als zum wirklichen Adel gehörig Vorrechte, die man ihnen gar nicht zuzugestehen braucht. Sie nehmen sie sich. Sie nachzuahmen macht lächerlich, abgesehen davon, daß ihre Größe in ihrer Person so bodenständig ist, daß sie einfach nicht nachzuahmen sind. . . .

Es ist aber gar nicht auszusagen, welchen Einfluß die Presse auf das Publikum hat und wie sie es, freilich wohl nicht auf die Dauer, zuwege bringt, das Mittelmäßige in die Höhe zu treiben und das Gute zu hemmen. Dagegen sind nur wenig Fälle bekannt, in denen die Presse im Gegensatz zur allgemeinen Strömung wirklich Bedeutendes gefördert hätte. Das zeigt sich zum Beispiel jetzt in dem Fall Kraus, der von fast der ganzen Presse Wiens totgeschwiegen wird, während er doch eine der wichtigsten Erscheinungen des deutschen Schrifttums der Gegenwart



ist. Wohl gibt es gewiß eine Reihe von Wiener Tagesschriftstellern, die gern über ihn schreiben möchten, aber erstlich erlauben es ihnen die Herausgeber nicht und dann müssen sie ihre Kollegen fürchten, denen ja Kraus oft genug übel mitgespielt hat. Sie sind kleinlich genug, einen vielleicht scharfen Angriff nicht vergessen zu können und beweisen dadurch nur, daß Kraus recht gehabt hat. ~~Ich erinnere mich an einige recht bissige, aber gute Witze, die Kraus über mich gemacht hat. Gegen gute Witze bin ich immer wehrlos, auch wenn sie auf meine Kosten gemacht werden, und ich habe damals über sie gelacht und lache noch heute über sie. Doch wie sollten sie mein Urteil über Kraus beeinflussen können? Aber die Wiener Presse ist sehr empfindlich, sie verzeiht nie. Sie bewahrt als treuen Schatz den alttestamentarischen Haß und läßt bis ins zehnte Glied jedes Verbrechen an ihr fühlen.~~

Aber wir Alten denken noch dreißig, vierzig Jahre zurück. Wir erinnern uns, wie die Presse sich gegen Richard Wagner, gegen Nietzsche gestellt hat. Gegen jenen mit giftigem Hohn, gegen diesen mit dem Totschweigeverfahren. . . .

*Empfindl. Fernerstein*

Hierin steckt ein wohlgemeinter Irrtum; und es ist Zeit, daß in Ruhe darüber gesprochen werde. Die Rache der Presse an dem Werk jener, die durch ein Wort die Presse beleidigt haben, ist nicht zu verwechseln mit der organischen Antwort des Schweigens über einen, dessen Werk es ist, die Presse totzusprechen. Was soll sie denn tun? Ich muß endlich rückhaltlos zugeben, daß ich die stumme Quittung von Wien begreife und leichter ertrage als das redende Mißverständnis, das jetzt mit Lob oder Tadel aus deutschen Blättern auf mich eindringt. Man unterscheide zwischen Kritik und Berichterstattung. Totschweigen der Kritik ist das Schweigen der Toten. Es ist plausibel. Die Institution, der ich das Dasein nehme, kann nur schweigen. Der einzelne, der dem Gesetz der Trägheit und dem Gebot der Schwäche folgt, auch dort, wo kein Auftrag der Lumperei an ihn ergangen ist, steht außer der Verantwortung, und die Institution hat Recht. Nur jene einzelnen, die von mir leben und schweigen, handeln schimpflich. Literaten, die es sich nicht versagen können, mir Abgelesenes zu verwenden oder so zu zitieren, daß man die Hemmung des Schamgefühls, den Konflikt und den Sieg der Feigheit spürt, und die sich auch in Berlin so benehmen, weil es ihnen in Wien schaden könnte, handeln schimpflich. Die es ihnen übelnehmen könnten, die Vertreter der Institution, handeln logisch. Es wäre ungerecht, gerade bei der Wiener Presse den Selbsterhaltungstrieb als Hilfe im Kampf ums



*g. - 2. Auflage.* *besten*

Dasein ~~aus dem Auge zu verlieren~~. Die Fähigkeit einer Spinne, die Gestalt einer Pflanze anzunehmen, hat die Natur der Presse nicht verliehen, und selbst wenn sie, um sich vor Verfolgung zu schützen, sich platt hinlegen könnte und so tun, als wäre sie anständig, so würde ihr diese Mimikry bei mir nichts nützen. Das weiß sie. Von ihren kulturellen Verpflichtungen hält sie selbst nicht viel und Fleißaufgaben mutet ihr niemand zu. Wie sie sich nun aber mit ihrer Berichterstattungspflicht abfindet, ist eine Angelegenheit von niedrigem Interesse, die lediglich zwischen ihr und ihren Kunden spielt. Den Übelstand, daß sie ihren Lesern nicht mitteilt, wie's an meinen Leseabenden zugeht, habe ich nicht zu rügen. Was sie unterläßt, ist gleichgültig neben dem, was sie tut. Und nicht einmal das Publikum kann ihr einen Vorwurf daraus machen, daß es durch sie nicht auf die Gelegenheiten, mich zu lesen oder lesen zu hören, aufmerksam gemacht wird. Jene, die die Gelegenheit suchen, wissen sie auch ohne die Tagespresse zu finden. Das hat sich in einer Art gezeigt, die die Presse selbst als Reklame problematisch macht. Es ist sogar gerichtsordnungsmäßig festgestellt. Die Tagespresse ist durch meine Leseabende an der Wurzel ihrer Daseinsberechtigung getroffen. Urteile sind überflüssig; aber die Notwendigkeit der Nachrichten war bis dahin nicht angezweifelt worden. Hier ist der Fall eingetreten, daß einer zwischen Oktober und Juni ~~vier~~ *sieben* Wiener Säle füllen kann, ohne daß irgendwo ein bezahltes oder unbezahltes »Morgen findet statt« zu lesen war. Mehr als das. Der Berichterstatter muß sehen, daß Autorabende, denen er seine volle Werbekraft leiht, schenkt oder verkauft, gemieden werden. Daß die Suggestion nachgelassen hat, ist wohl mein Verdienst. Mein geringeres, daß ich ihrer selbst nicht bedarf. Ich schreibe es einer Popularität zu, die nicht dem Wert gilt. Aber es kann nicht laut genug als journalistisches Debacle ausgerufen werden. Meine Vorlesungen gehören zu mir; zu mir gehört nicht der Andrang; aber zu mir gehört, daß er ohne die Pressezustände kam. Die Entbehrlichkeit journalistischer Hilfe in diesem Fall ist der wahre, der erste praktische Erfolg meines Wirkens gegen die Presse. Mögen jene Kunden, die kein Aviso mehr brauchen, aber am Morgen lesen wollen, was sie am Abend erlebt haben, sichs mit ihr ausmachen, was für das bezahlte Abonnement geliefert und was unterschlagen werden darf. Mich geht die



~~Verständnis~~ *lung wird / wird*

Versäumnis an mir ~~wirklich~~ weniger an als die Beachtung, die den Schwindlern und Dilettanten gewährt wird. Ich will, daß weniger, und nicht daß mehr geschrieben wird. Daß sich die Großpresse kritisch nicht mit mir abgibt, ist eine der letzten Annehmlichkeiten des Wiener Daseins. Das fehlte noch! Ich bin zufrieden und begreife. Aber außer mir sollten es auch andere gerechte Urteiler begreifen. Denn hier wird nicht ein Ganzes um einer Einzelheit willen, die einzelne betroffen hat, geächtet, sondern um eines Ganzen willen, das allen ans Leben geht. Dieses Ganze tritt, wenn es auch über die Negierung der Presse hinausgeht, doch als solche in Erscheinung, und wenn ich ein Gedicht an eine Sonnenfinsternis schriebe, so fühlte sich die Journalistik mit einigem Recht getroffen, und man könnte nicht verlangen, daß sie ihr Standesbewußtsein verwinden solle, um zu einer objektiven Würdigung dieses Gedichtes überzugehen. Ich habe nicht Musik oder Epen geschrieben und durch eine gelegentliche Aufwallung die Presse vor den Kopf gestoßen. Natürlich steckt auch in einer Oper wie in jedem Kunstwerk Preßverachtung. Aber sie ist nicht sein Stoff. Es schneidet nicht die Riemen aus der Haut derer, die es trifft. *Es* wäre doch viel verlangt, wenn die Leute einen Maler würdigen sollten, der seine Landschaften auf ihre Rücken malt. Sehen sie sie denn? Ist es nicht genug, daß sie sie spüren? Ist nicht das stille Martyrium die würdigste Haltung? Niemand überblickt die Situation besser als ich. Was ich will — wenn man von dem, was ich tue, unmittelbar eine Tendenz abziehen kann — ist, daß die Presse aufhöre, zu sein. Das will ich schließlich in jeder Zeile. Wie soll nun die Presse dem Werk, das sich aus all den Zeilen zusammensetzt, gerecht werden? Sie hat zwei Wege: entweder, daß sie aufhört, zu sein, oder daß sie so tut, als ob ich aufgehört hätte zu sein. Ein drittes, *die* Antwort, gibt es nicht. Es würde auf meine Existenz hinweisen und die Existenz der Presse nicht verbessern. Ein viertes: Anerkenn~~ung~~, wäre faustdicke Heuchelei, die man der Presse in jedem, nur nicht in meinem Fall zumuten kann. Was soll sie also tun? Zwei Wege sind möglich. Aufhören: ist diskutabel, aber nicht einträglich. So bleibt nichts übrig als Ignorieren, was immer noch für sie die bequemste und für mich die angenehmste Art ist, in der sich die Presse mit mir auseinandersetzt.